

Zeitschrift: Die Berner Woche

Band: 29 (1939)

Heft: 19

Rubrik: Weltwochenschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Weltwohenschau

Gereizte russische Sphinx.

Der russische Außenminister Litwinow hat demissioniert; in Berlin war die Freude groß, ebenso groß in Paris die Konsternierung. Das Rätselraten über die Bedeutung dieser Demission ist nach acht Tagen immer noch nicht zu Ende. Verdächtige steigen auf . . . Ahnungen über Verbindungen hintergründiger Art werden wach. Gibt es zwischen der Reichswehr und der Moskauer Generalität Beziehungen, die so weit reichen, daß sie einen radikalen Umschwung in den deutsch-russischen Beziehungen anzbahnen vermöchten? Haben die deutschen Russenfreunde den „Juden Litwinow“, den Nazihasser, den unentwegten Böllerbündler, den Russland nach Gens fürchte, den Englandsfreund, den Vater der franco-russischen Allianz, den Verfechter der kollektiven Sicherheit gestützt?

Oder war es etwas anderes? Hat Stalin den Westmächten eine Lehre geben wollen? Hat er Chamberlain bedeutet, daß es so nicht weitergehe? Daß man nicht ein Bündnisystem aufrichte mit lauter Hinterhalten und Bedenken, Klauseln und Fußangeln? Ließ er die Engländer wissen, daß es in erster Linie sie und Frankreich seien, die Russland brauchten, wogegen Russland durchaus den Westen „ausbrennen“ lassen könne? Daß es eine genau gleiche Betrachtungsweise wie im Falle Japan gebe: Zerreißt euch nur und blutet euch nur aus! Zuletzt bleiben wir übrig, unverbraucht und total gerüstet, und dann wehe euch allen!

Wahrscheinlicher als die These von den deutschen Einflüssen in Moskau ist die zweite: Stalin ärgert sich, daß es nicht so gradlinig zugeht, wie er sich die Sache denkt: Totales Bündnis, zwangsläufiges Einkreisen des Faschismus, Druck auf Polen und Rumänien, damit sie sich entscheiden und der roten Armee erlauben, im Kriegsfall mit ganzer Macht einzugreifen, Bündnis auch für den Fall eines Krieges im Westen, Mitgarantieren der kleinen Weststaaten von seiten Moskaus. Litwinow hat von England herausgeholt, was herauszuholen war. Die unverhinderlichen Zauderer an der Themse, die Bremser in Paris, die heute den Polen wieder „Entgegenkommen“ anraten, sollen doch sehen, wie weit sie kommen, wenn Russland nicht weiter verhandelt. Sie sollen sehen, wie Berlin aufsatmet, sobald Stalin „das Spiel auf den Tisch wirft“ und hinausgeht!

Litwinows Nachfolger heißt Molotow. Ein Mann, der Russland nie verlassen, der nur russisch spricht und denkt, heißt es. Ein Diplomat, der keiner ist. Gemessen an der Weltgewandtheit des jovialen Juden Litwinow-Finfelstein, wie er in Berlin betitelt wird, ein primitiver Bauer. Von ihm wird man nichts anderes zu erwarten haben, als ganz grobe Eindeutigkeiten: „Wollt ihr oder wollt ihr nicht.“ In der deutschen Geschichte hat schon einmal ein undiplomatischer Diplomat die größten Erfolge davogetragen: Bismarck. Vielleicht wiederholt sich die Erfahrung nun in der russischen Geschichte. Womöglich sagt er es gerade heraus, was Stalin denkt: England soll sich hüten! Chamberlain soll sich überlegen, was es hieße: Russisch-deutsche Allianz! Es soll sich überlegen, was Moskau auf die Dauer erträgt, und was nicht. Es soll sich klar machen, daß man den nicht wie einen „Pestkranken“ behandelt, den man selbst um Hilfe angegangen. In diesem Sinne wird selbst auf dem Berliner Pflaster die Lage angesehen.

An einer Sache können jedenfalls die Engländer nicht vorbeisehen: Daß Berlin Molotow als Nichtjuden und möglichen Deutschfreund betrachtet, der einer Kursänderung nicht abgeneigt wäre. Und aufgefallen ist auch ihnen, daß Hitler in seiner Rede Russland mit keiner Silbe erwähnt, geschweige denn angegriffen hatte. Und es muß sich dieser Dinge bewußt bleiben, trotzdem Stalin verkünden läßt, die russische Außenpolitik bleibe in ihrer Richtung dieselbe und bezwecke die Zusammenarbeit

mit dem Westen zur Friedenssicherung. Denn Stalin hat in seiner ganzen Vergangenheit eine Praxis befolgt, die jeden warnt, der ihn beobachtet: Er übernahm immer wieder das Programm gerade jener Opposition, die er soeben erledigt hatte. Tuchatschewski und seine Generäle ließ er erschießen, weil sie mit Deutschland und der Reichswehr zusammenhingen wollten . . . wer bürgt dafür, daß es morgen nicht gerade Tuchatschewskis Programm sein wird, das er aufgreift!

Im Augenblicke sprechen allerlei Anzeichen dagegen, daß es schon so weit sei. Bewahrheit sich das Gerücht, wonach Litwinow mit einer Sondermission oder als Botschafter nach Washington gesandt werden soll, dann sieht man sogar eine verstärkte antideutsche Aktivität Moskaus voraus. Litwinow in Washington, das würde den Willen bedeuten, mit dem eigentlichen Gegenspieler Hitlers, mit Roosevelt zusammen zu spannen, Roosevelt mit seinem Gewicht in Bewegung zu setzen, durch ihn den letzten notwendigen Druck auf London ausüben zu lassen, damit endlich in der britischen Regierung auch der notwendige Wechsel eintrete. Churchill an der Stelle Chamberlains, Eden und Duff-Cooper als seine Hauptmitarbeiter . . . das allein würde die Erledigung der Münchner Illusionen garantieren.

Inzwischen vergeht wertvolle Zeit. Von Berlin werden den neutralen Staaten Nichtangriffspakte angeboten, und ob sie Sinn und Bedeutung haben oder nicht, ihre Wirkung werden sie tun. Die Türkei wird umworben, von Papen ringt mit Potemkin, dem russischen Botschafter, noch ehe er seinen Posten angetreten; in Jugoslawien zerstören merkwürdige Intrigen den schon perfekten Ausgleich zwischen Serben und Kroaten; drüben in Tripolis marschieren deutsche Truppen für den Wüstenkrieg auf, die Achse scheint fester als je; die Geschütze aus der deutschen Tschechenbeute sollen gegenüber Gibraltar montiert werden; Francos Siegesfeier und der Abmarsch der Freiwilligen werden von Woche zu Woche herausgeschoben; der Aufmarsch an den merkwürdigsten Punkten geht weiter . . .

Oberst Beck spricht, Ribbentrop fährt zu Ciano.

Von London und Paris gewarnt vor allen zu scharfen Ausfällen, zugleich aber ermuntert und gestützt in allen wesentlichen Punkten, hielt der polnische Außenminister Beck seine Antwortrede an Hitler. Eine feste und würdige Rede . . . man muß das sagen. Polen ist zu jeder Verhandlung bereit. Aber es läßt mit sich nicht reden über Dinge, die ihm gehören. Danzig muß Danzig bleiben. Es ist mehrheitlich deutsch, aber sein Wohlergehen hängt vom wirtschaftlichen Potential Polens ab. Als natürlicher Hafen Polens, als Schlüsselstellung zu Polens einzigem Strom, der Weichsel, gehört es ebenso sich selbst wie Polen. Es tut wohl, von einem Polen das ehrliche Zugeständnis zu hören, daß „Gdansk“ heute eine deutsche Stadt sei, und daß niemand daran denke, diese Tatsache außer Rechnung zu stellen.

Oberst Beck wendet sich umgekehrt mit voller Schärfe gegen die Ansicht, Westpreußen sei nichtpolnisch. Eine dünne deutsche Ansiedlerschicht hat sich unter die Polen dieser Provinz gemischt . . . der Rechtstitel Polens aber ist unbestritten, und der Begriff eines „Korridors“ ist irreführend. Abgelehnt wird der Gedanke, durch diesen angeblichen Korridor einen deutschen nach Danzig und Ostpreußen zu führen. Die Forderung, „eine Strafe von 30 km Breite“ unter deutsche Souveränität zu stellen, ist unannehmbar. Besonders, wenn man weiß, daß Polen Deutschland umgedrehten Waren- und Personenverkehr zwis-

schen Ostpreußen und dem Reiche zugestanden, in dem Maße ungehindert, daß Deutschland kaum innenwurde, fremdes Gebiet zu überfahren. Was will das Reich mehr? Ist man willens, zusammen zu arbeiten, nebeneinander zu leben, dann muß ein solcher Zustand extragbar sein, und man muß ihn ausbauen.

Die nächste Antwort liegt nun bei Deutschland. Sie hängt aber nicht allein von Deutschland ab. Ganz sicher mischt sich auch Italien ein, dem offenbar nichts so schwere Sorgen macht wie das Berwürfnis zwischen seinen beiden Freunden. Es muß zu vermitteln suchen, und diese Vermittlung gipfelt selbstverständlich in einer Vereinbarung, die den britisch-polnischen Vertrag überflüssig macht. Die Unterredung zwischen Ribbentrop und Ciano in Mailand gilt wahrscheinlich zur Hauptfache der polnischen Afäre, die Hitler zum Ärger Mussolinis vom Baume gerissen.

Man stelle sich die Sache vor: Da hat man ein „Mittelmeerjahr 1939“ beschlossen; England und Frankreich sollen gezwungen werden, den neuen Kraftfaktor Italien zu respektieren, Konsequenzen zu ziehen, Gebiete abzutreten. Man hat einen gesicherten Rücken im Osten, Polen bleibt neutral, Ungarn hält die Rumänen, Bulgarien-Italien die Jugoslawen im Schach, Ruhland bleibt isoliert sitzen, man kann die Pressionen in Marokko, in Tripolis, vor Gibraltar, schließlich in den Pyrenäen loslassen . . . da provoziert Hitler die Polen und treibt sie den Engländern in die Arme! Die gesicherte Rückfront ist aufs Mal weg! Das Donnerwetter Cianos in Mailand möchte man anhören!

Die große Aufgabe der Schweiz.

An der Tagung der „IBS“, der jungliberalen Bewegung der Schweiz sprach Erich Lohner-Tuhn das Wort aus, das man bei uns nur schüchtern und nur nebenbei zu erwähnen wagt, das man seinem Inhalt nach nur zögernd zu umschreiben versucht, und das doch lebendiger und zukunftsbedeutender als jedes andere sein müßte: „Die Schweiz muß immer eine große Aufgabe finden . . .“

„Große Aufgaben in der Politik“ werden gewöhnlich nicht gesucht, sondern Staaten und Staatsmännern von den geschichtlichen Umständen aufgezwungen. Es scheint darum ein gewisser Widersinn darin zu liegen, eine solche Aufgabe „finden“ zu wollen, bevor uns das Schicksal sie aufbürdet. Der Widersinn ist nur ein scheinbarer. Denn Aufgaben sind immer gestellt, und nur darauf wird es ankommen, ob ein großes oder kleines Geschlecht sie erkennt oder eben nicht erkennt. Wer mit wachen Augen die furchterfüllte Gegenwart erlebt, auf den stürmen die Forderungen nur so herein. Wer schlafst oder sich verkriecht, wer den Kopf in den Sand steckt, dem wird der Mut nicht wachsen, Aufgaben auch nur zu sehen, Forderungen auch nur zu ahnen.

Es ist sicher selbstverständlich, daß unser Aufgabenkreis sich zunächst auf uns selbst beziehen muß. Das Programm Heinrich Leutholds ist immer noch gültig:

„Euer Kleinstaat rage hervor durch Großsinn,
zeige der Freiheit Segen Europens Völkern . . .“

Und nicht nur im Privatleben gilt Goethes Maxime: „Ein jeder lehre vor seiner Tür, und rein ist jedes Stadtquartier“. Diese Art „Autarkie“ muß gelobt werden: Bei sich selbst ein Höchstmaß von Ordnung und Gerechtigkeit, Disziplin und Ausgleich zu schaffen. Den Beweis zu leisten, daß ein Volk, ausgestattet mit höchsten Freiheitsrechten, dennoch aktionsfähig und von höchstem Lebens- und Verteidigungswillen erfüllt sei, das mag unsere nächstliegende, vor der europäischen Öffentlichkeit zu demonstrierende Aufgabe sein. Wobei wir natürlich nicht mit dem Parkett liebäugeln, schauspielern, „vormachen“ dürfen. Im Gegenteil, es muß uns ganz wurst sein, was die andern etwa dazu sagen könnten. Nur vor uns selbst und vor höhern Augen müssen wir bestehen können.

Allein es fragt sich, ob unser „Nur auf uns selbst sehen“ nicht unter Umständen zu viel Bescheidenheit bedeute. Wir sagen, wir seien klein. Ideen aber messen sich nicht mit Quadratkilometern, und wenn sie groß sind, dann sind sie es oft genug im umgekehrten Verhältnis zu den Maßen, die sie vertreten. Sind denn bei uns keine Ideen verwirklicht, werden nicht schon längst angeblich „utopische“ Programme bei uns praktiziert, Programme, die europäisch werden müßten? Wir sagen, wir hätten keine Vorschläge zu machen, niemals den schulmeisterlichen Berater zu spielen. Müssen Vorschläge, zumal in Zeiten höchster Not, immer „schulmeisterlich“ sein?

Wenn im „Journal de Genève“ jemand den Vorschlag macht, unser Land müsse eine Art „Ideen-Clearing“ zwischen den totalitären und demokratischen Staaten einrichten, zwischen beiden Lagern „vermitteln“, so bewegt sich der Schreiber nicht in unserm „Eigenen“; er mischt sich ein; er tut das sogar dann, wenn er nur versucht, den Franzosen zu sagen: Seht, so meinen es die Italiener, so die Deutschen . . . und umgekehrt. Und die Einmischung muß einseitig werden, solange die Totalitären ihre Presse zensieren.

Unser „Eigenes“ ist es, das wir propagieren müssen und dürfen. Das ist: Unsere Neutralität, die in Wahrheit den Verzicht auf jeden „Angriffsrieg“ bedeutet; unser Föderalismus, der die Lösung aller Sprachen- und Rassenfragen ermöglicht hat; unsere Volksdemokratie, deren Voraussetzung geradezu unsere Kleinstaatlichkeit, und zwar die obendrein föderalisierte Kleinstaatlichkeit gewesen ist und bleiben wird.

Erich Lohner, der das Wort von der „großen Aufgabe“ gesprochen, hat auch die Hoffnung ausgesprochen, daß in Europa der föderative Gedanke siegen werde. In der Tat, Neutralität, Kleinstaat, und Föderalismus sind die eigentlichen europäischen Hoffnungen . . . und uns ihrer bewußt anzunehmen, hieße eine unserer großen Zukunftsaufgaben finden.

Landesausstellung als Symbol.

Die in der LAL investierten 40 Millionen Franken hätten wenig Sinn, sähen wir nicht in der gigantischen Schau unseres gesamten Schaffens das Symbol einer immer allgemein bewußt gewordenen wirtschaftlichen und darüber hinaus geistigen Gemeinsamkeit. Einer zeigt dem andern, was er zu bieten hat, eine Landschaft bringt ihr Besonderes mit und führt es den andern Landschaften vor; ein schaffender Stand präsentiert sich in seinen sämtlichen Schichten den andern schaffenden Ständen; die Besucher, die aus allen Grenzen nach dem momentanen Mittelpunkt an den Zürcher See-Ufern wallfahrt, bringen alle dieselben Bilder mit heim, wie verschieden sie auch gesehen worden seien. Es spannen sich Fäden, wie sie weder Presse noch Radio in ihren täglichen gesiebten Nachrichten und Betrachtungen je zu spannen vermögen. Das Volk schaut sich als Volk an, nicht in den Festhallen und Restaurants vor allem, sondern vis-à-vis den Dingen, die für ihre Ersteller sprechen.

Es gibt auch Kritiker, die diese Gesamtschau fürchten: Die „Massenhaftigkeit“ erschreckt sie. Festspiele mit 1000 Mitwirkenden müssen das Intime und Persönliche verlieren. Unübersehbare Reihen von Ausstellungsobjekten müssen die Sinne abstumpfen. Und so weiter und so weiter. Die „Vermassung“ einst lebendigen Volkstums gehört ja zu den Gefahren der Zeit. Vielleicht studieren die Soziologen, die Volkspsychologen, die Pädagogen und Philosophen unsere LAL daraufhin? Es wird am Aufbau, an der Struktur der „Gesamtschau unseres Schaffens“ liegen, ob sie bereichernd oder verflachend wirken wird. Ob im Volksbewußtsein das Gefühl für „Werte“ wächst, oder ob wir der gigantischen Unübersehbarkeit und Vielfalt erliegen.

—an—